

Schlusswort

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Beiträge zur Aargaugeschichte**

Band (Jahr): **10 (2001)**

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schlusswort

Analyse und Zusammenfassung

Vorliegende Arbeit hat es sich zum Ziel gesetzt, die Entwicklung der aargauischen Lesebücher und ihres Inhaltes im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts darzustellen. Den Lesebüchern wurde dabei unterstellt, dass sie als «nationale Autobiographien» gelesen werden können. Neben der primären Frage, ob dieses Konzept so haltbar sei, muss im Anschluss gefragt werden, in welcher Beziehung Lesebücher als Spiegel ihrer Zeit gesehen werden können, und inwiefern sie als Gegenwart und Vergangenheit verformende Instrumente zu betrachten sind. Diesen Aspekt finden wir in Lesebüchern ebenso wie in Autobiographien, in denen sich dem objektiven Blick auf die eigene Zeit oft ein subjektiver Wille zur nachträglichen Gestaltung der eigenen Rolle im Hinblick auf das Erreichen von Lebenszielen beimischt. Im Falle des Lesebuches kommt dazu die Vorstellung, vermittels desselben die Zukunft gestalten zu können.

Als erstes muss eine zunehmende Verspätung der Lesebuchanpassung im Hinblick auf Veränderungen in Politik und Gesellschaft konstatiert werden. 1799 wurde mit einem neuen ABC-Buch unmittelbar auf die Schulpläne Stapfers reagiert, ja eigentlich ein Unterricht vorweggenommen, der erst noch mit Gesetzen hätte eingeführt werden müssen – ein Schritt, der in der Folge in der kurzen Dauer der Helvetik nicht mehr vollzogen wurde. 1808 wurde der «Schweizerische Kinderfreund» aus einem augenblicklichen Bedürfnis im Bereich der zürcherischen Lehrerausbildung von Johannes Schulthess nach deutscher Vorlage umgearbeitet und der aargauischen Regierung eine Anpassung auf deren kantonale Bedürfnisse angeboten – 1809 schon konnte die aargauische Ausgabe erscheinen. Die Ausarbeitung von Augustin Kellers Lesebüchern verzögerte sich gegenüber dem zugrundeliegenden Schulgesetz um zwei respektive sechs Jahre, der auslösende Umsturz von 1830/31 lag allerdings beim Erscheinen des «Lehr- und Lesebuches für mittlere und obere Klassen» bereits zehn Jahre zurück. 1865 erschienen im Gefolge eines neuen Schulgesetzes, das seinerseits auf die aargauische Verfassung von 1852 und damit mittelbar auf die neue Situation des Bundesstaates seit 1848 zurückzuführen ist, Schulbücher mit Verspätung von mehr als zehn Jahren auf die Ereignisse, welche sie bedingt hatten. Und endlich wurde mit der Schulbuchgeneration von 1892/93 eine Antwort auf die Misere im Schulwesen gegeben, welche seit der Mitte der Siebzigerjahre schon fällig gewesen wäre.

Das Schulbuch- und das Schulwesen scheint so zunehmend unelastischer und starrer zu werden. Das deutet auf eine Formalisierung der Abläufe hin; immer mehr Institutionen mussten konsultiert werden, die Meinungen über das «richtige Schulbuch» erschienen zunehmend kontrovers. Während bei den ersten

Generationen jeweils eine Schulgesetzänderung der Einführung neuer Schulbücher voranging, im Falle des «ABC-Buches für Kinder» sogar erst geplant wurde, war bei der Einführung neuer Schulbücher 1892/93 eine solche nicht mehr zustandezubringen.

Diese zunehmende Verspätung nun als Entfernung der Lesebücher von der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung zu interpretieren, wäre verfehlt. Auf komplexe Weise wird hier eine Entwicklung widerspiegelt, welche von einer unruhigen Umsturzsituation zu Beginn des Jahrhunderts zu einem Zustand politischer Trägheit gegen dessen Ende führt. Eine politische Situation war entstanden, in der Entscheidungen meist erst nach jahrelangem Abwägen und unter Mitsprache vieler Instanzen fielen. Konnte in der Zeit der Helvetik noch ein Einzelner – der Minister der Künste und Wissenschaften – quasi im Alleingang über die Zulassung von Schulbüchern entscheiden, so waren am Ende des Jahrhunderts Lehrer, Seminardirektoren, Erziehungsräte, Beamte des Erziehungsdepartementes, Grossräte, Regierung, eine pädagogische und eine politische Presse und nicht zuletzt Buchdrucker und Verleger an der Entscheidung über die Einführung neuer Schulbücher mitbeteiligt.

Wenn wir von dieser rein zeitlichen Betrachtungsweise auf die Ebene der Inhalts- und Methodenanalyse wechseln, so stellen wir auch da eine Entwicklung fest, welche der Entwicklung des Kantons, zum Teil der Eidgenossenschaft und Europas entspricht.

In einem ersten Zeitabschnitt, welcher die Lesebücher von Helvetik, Mediation und Regeneration umfasst, steht die sittlich-moralische Verbesserung der Menschheit mittels Bildung im Sinne der Aufklärung im Zentrum. Dazu musste ein Volksschulwesen erst geschaffen respektive aus seiner bisher ausschliessliche religiösen Gebundenheit gelöst werden. Das «ABC-Buch für Kinder» zeigt uns die ersten, noch zaghaften Schritte in diese Richtung. Obwohl inhaltlich revolutionär, indem es auf bisher kanonisch im Lesebuch verankerte religiöse Texte verzichtete und deshalb stark angefeindet wurde, war es doch in seiner Methode trotz ausführlichem Pestalozzizitat noch sehr traditionsverhaftet. Es zeigt damit, wie sehr die kurze helvetische Zwischenphase bei allem äusserlich revolutionären Anstrich auf Strukturen des Ancien Régime abzustützen gezwungen war.

Daran ändert sich mit dem zweiten Lesebuch, dem «Schweizerischen Kinderfreund», nur wenig. Auch er lässt sich auf ein vorrevolutionäres, in aufgeklärter Tradition stehendes Lesebuch zurückführen und bringt methodisch kaum Neuerungen. Inhaltlich scheint es, wenn wir uns auf den aargauischen Teil konzentrieren, darum zu gehen, den Bestand des neuen Kantons zu erfassen. Eine Art Staunen darüber, wie reich man als Bewohner dieses neugeschaffenen Staatsgebildes von Natur und Tradition beschenkt worden war, durchzieht die Seiten. Dem entspricht eine Politik, welche in erster Linie auf Konsolidierung und Ausgleich der Gegensätze bedacht war. Zur Fortschrittlichkeit gezwungen – fast

wider seine Natur, ist man versucht zu sagen – wurde der Kanton im religiösen Bereich. Mit der Vermehrung um katholische Gebiete erschien eine Rekonnfessionalisierung des Schulwesens als eine dem Zusammenwachsen hinderliche Massnahme. Doch auch in diesem Bereich wurde Fortschritt ohne Auseinandersetzung angestrebt.

Augustin Kellers Lesebücher beinhalten dagegen methodische Neuerungen, die sich, wie wir gezeigt haben, an ganz verschiedenen Pädagogen, von Pestalozzi über Girard bis Diesterweg, orientierten. Das schon von den Vorgängern angestrebte Ziel, Vervollkommnung der Menschen im sittlich-moralischen Bereich, stand weiterhin im Zentrum. Aber erstmals im aargauischen Lesebuch wurde dieser Gedanke nun auch methodisch konsequent angestrebt, vom Einfachen zum Komplexen, vom Nahen zum Fernen durchgeführt. Dazu gehörte, dass man der Schulbildung Ziele steckte, welche nicht ideal und unerreichbar waren, sondern sich an der Realität orientierten. Lese- und Schreibunterricht sollte «Sprachdenklehre»¹ sein. Dazu wurden vor allem die analytischen Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler durch katechetische Zergliederungen geschult. Trotzdem sind auch Kellers Lesebücher letztlich vom Gedanken beseelt, durch entsprechenden Lesestoff den sittlich und moralisch guten Menschen formen zu können, der zusätzlich jetzt auch politische Verpflichtungen übernehmen sollte.

Als Augustin Keller 1837/41 seine ersten Lesebücher schrieb, brauchte der Aargau Staatsbürger mit einer elementaren Bildung, welche es ihnen erlaubte, sich im täglichen Leben zurechtzufinden, ihre Vertreter in die politischen Behörden zu wählen und einen Lebenskreis zu überblicken, der selten weit über den Wohnort hinausreichte. Seine Lesebücher versuchten, diese Erziehungsaufgabe zu erfüllen, indem sie mit dem Bild einer völlig auf Menschenbildung ausgerichteten, wohlgeordneten Welt arbeiteten. Einer solchen Welt entsprachen die holzschnittartigen Beispielerzählungen, die mit dem Gegensatz «gut – böse» operieren. Einer solchen Welt entsprach eine Erdkunde, die, von Haus und Herd ausgehend, den Menschen darauf beschränkt, seinen Gemeindebann kennen und benennen zu lernen, und davon ausgeht, dass dies genüge, damit er sich auch ausserhalb dieses engen Kreises zurecht finde. Einer solchen Welt entsprach ein Geschichtsbild, welches sich hauptsächlich an der Sage orientiert, weil ja sein Zweck nicht die Darstellung von Vergangenheit, sondern von sittlichen Wahrheiten war.

Einer solchen Welt endlich entsprach eine Naturkunde, welche die Schöpfung als nach logischen Gesetzen funktionierende Maschine zeigte, welche den Guten, welcher seinen Verstand zu benutzen weiss, belohnt und den Bösen, «Unvernünftigen» bestraft. Eine Maschine im übrigen, die sich durch Benennung

¹ Nach Raimund Jakob Wurst: Praktische Sprachdenklehre für Volksschulen und die Elementarklassen der Gymnasial- und Real-Anstalten. Nach Dr. K. F. Beckers Ansichten über die Behandlung des Unterrichts in der Muttersprache bearbeitet. Reutlingen 1836. Vgl. Kapitel 5.2.2

und Aufzeichnung von Menschen leicht beherrschen liess. Auch ein Unterstufenschüler konnte durch die sprachliche Formulierung des Sachverhaltes, dass sich die Erde um die Sonne drehe, komplizierteste Vorgänge zur Kenntnis nehmen – ohne dass er sie in seinem eingeschränkten Lebenskreis wirklich verstehen musste.

Dieser übersichtlichen Schulbuchwelt entsprach auf staatlicher Ebene ein übersichtlicher Zentralstaat mit repräsentativem System, welcher den Bürger nicht mit Sachfragen behelligte. Der Staat baute auf der Kerneinheit der Familie auf, welche durch den «Hausvater» patriarchalisch gelenkt wurde. Die Tagespolitik unterschied klar die «guten», fortschrittlichen Radikalen, welche Volksbildung wollen, von den «bösen», rückständigen Konservativen, welche von obskuren Klöstern und Betzirkeln aus jesuitische Konspirationen gegen das Volk und die Lesebücher betreiben.

Auf pädagogischer Ebene kam diesen einfachen Verhältnissen eine Schule entgegen, die Rücksicht nahm auf ein Kinderleben, welches organisch eingefügt war in die jahreszeitlichen Arbeiten eines ländlichen Haushaltes. So wurde der Schulbesuch im Sommer auf ein Minimum reduziert, dafür im Winter um so ausgiebiger betrieben. Die Lehrer selbst wurden schon im Seminar darauf vorbereitet, am Dorfleben als landwirtschaftliche Sachverständige teilzuhaben. Sowohl die Lesebücher wie auch der vermittelte Stoff waren nicht umfangreich, ermöglichten es aber den Schülerinnen und Schülern, durch den Erwerb von Grundkenntnissen ihre Lebenswelt verstandesmässig zu erfassen.

Damit stellte sich das aargauische Lesebuchwesen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in eine gesamteuropäische Tradition, welche seit der Zeit der Aufklärung die vermehrte Bildung der Bürger anstrebte. Während Scandola für die gesamte Eidgenossenschaft in der Zeit zwischen 1750 und 1830 ein gleichberechtigtes Zusammenspiel gesellschaftlicher, staatlicher und kirchlicher Wirkkräfte konstatiert und diese damit in strukturgeschichtliche Nähe zu Spanien und Deutschland rückt,² muss für den Aargau von 1799 an ein Vorrang der staatlichen Wirkkräfte konstatiert werden, was den Kanton eher in Nähe zu dem josephinischen Österreich und Ungarn sowie zu Portugal und Russland bringen würde. Allerdings fand das aargauische Schulwesen mit den Erneuerungen von 1835 eine eigenständige Fortsetzung des eingeschlagenen Weges, die zu einer völlig anderen Entwicklung als in den vorgenannten Staaten führte.

Erstaunlich erscheint besonders auch die Konsequenz, mit der im Aargau der Einfluss von Thomas Scherr und damit das Vorbild Zürichs abgelehnt wurde, obwohl Scherr als Liberaler und Opfer des «Straussenhandes» politisch durchaus wohlgelegen war. Der Aargau ersparte sich dadurch einen im Wesentlichen auf der Muttersprache und deren Grammatik beruhenden formalistischen

² Vgl. dazu: Wolfgang Schmale: *Revolution des Wissens?* a.a.O. S. 19 ff. und S. 27 ff.

Unterricht, verhinderte aber eine gemeinsame Entwicklung des Volksschulunterrichtes in der Deutschschweiz bis 1892/93. Erst dann wurde mit den Rüeeggischen Lesebüchern doch noch der Einfluss von Scherr im Aargau wirksam, allerdings stark gemildert und «aargauisiert» durch methodische Umarbeitungen und Einfügung von Augustin Kellers Dichtungen.

Erklären lässt sich dieser aargauische Sonderweg einerseits mit den Persönlichkeiten von Augustin Keller und Thomas Scherr, die, beide überragende Gestalten im Schulwesen ihrer Kantone, offenbar nicht gewillt waren, Kompromisse bezüglich ihrer pädagogischen Auffassungen einzugehen. Unter Augustin Keller hatte das aargauische radikale Schulwesen etwa gleichzeitig mit dem zürcherischen seine Grundlagen erarbeitet, die in der Folge nicht mehr umgestossen wurden. In Zürich dagegen störte das konservative Intermezzo von 1839 bis 1845 eine kontinuierliche Entwicklung und machte die Gestalt des «politischen Märtyrers» Scherr für die Liberalen unantastbar. Dies verlieh in der Folge jedem pädagogischen Streit mit Scherr den Geruch einer weltanschaulichen Auseinandersetzung, wobei dem jeweiligen Gegner automatisch die Rolle des rückständigen Konservativen zufiel, wie vor allem Gerold Eberhard erfahren sollte. Doch auch diese Monumente in der Bildungslandschaft vermochten auf die Dauer Veränderungen nicht aufzuhalten.

Augustin Keller selbst musste in seinen letzten Jahren als Seminardirektor eine Anpassung wenigsten seiner Lesebücher für die Unterstufe unternehmen, denn die Gesellschaft blieb nicht bei den Verhältnissen von 1835 stehen. Die Gründung des Bundesstaates 1848 verlangte eine Ausweitung des Heimatbegriffes und die Einführung eines wirklichen Geschichtsunterrichtes, damit unter anderem das Verhältnis des Aargaus zur Eidgenossenschaft geklärt werden konnte. Die Industrialisierung, welche immer mehr Menschen in Fabriken beschäftigte, zerbrach die patriarchalisch-ländlichen Familienstrukturen, von denen Augustin Kellers Konzept des Hausvaters ausging.

Während der Wirtschaftskrise der frühen Fünfzigerjahre versuchte Augustin Keller mit der Einführung von Sagen ins Lesebuch auf die Forderung nach mehr patriotischer Bildung zu antworten. Hier propagierte er unter anderem am Beispiel der Helvetier das Verbleiben im Lande, während im Aargau eine Massenauswanderung stattfand. Doch das waren nicht Antworten, welche der Realität nach der Jahrhundertmitte gerecht zu werden vermochten, eine Realität, welche überhaupt nicht mehr mit den idealen Darstellungen in Kellers Lesebüchern übereinstimmte, was die Staatsbürger nicht zuletzt dank der Erziehungsarbeit gerade dieser Lesebücher feststellen konnten. Trotzdem fiel dem aargauischen Erziehungswesen der Abschied von den Lesebüchern Augustin Kellers nicht leicht, es brauchte dazu schon eine Staatskrise, wie sie die Erschütterung der frühen Sechzigerjahre unzweifelhaft darstellte.

In einer zweiten Phase unternahm es nun Gerold Eberhard, in seinen Lesebüchern der zunehmend komplexen Wirklichkeit mit neuen Mitteln gerecht

zu werden. Der Glaube an die sittlich-moralische Entwicklungsmöglichkeit der Menschheit wurde dabei noch nicht aufgegeben, aber er trat zurück hinter der Verehrung der Wissenschaft als Ziel der Menschheit und der Anhäufung von Wissen als Weg zu diesem Ziel. Die Darstellung der ganzen bekannten Welt, die jetzt weit über den Dorfbann hinaus den Globus umspannte, stand nun im Zentrum des Lesebuches. Symbol dieser Entwicklung scheint uns das Schnabeltier zu sein, welches mit seinem Giftstachel und Entenschnabel jetzt auch noch seinen Platz im aargauischen Schulbuch finden musste, weil es galt, wirklich die ganze Welt darzustellen. Dazu diente weiter eine Geschichtsdarstellung, welche die Entstehung der alten und der neuen Eidgenossenschaft aufs Akribischste verfolgte.

Der Herausforderung durch die Industrie wurde durch die Propagierung ertragssteigernder landwirtschaftlicher Methoden begegnet. Die Gründung des Bundesstaates wurde sowohl in einen Heimatbegriff umgesetzt, welcher sich an den Alpen orientierte, wie auch in eine Geschichtsdarstellung, welche die «Eroberung des Aargaus» entschuldigte und den «Untergang der Alten Eidgenossenschaft» unter dem Aspekt eines nationalen Unglückes von gemeineidgenössischer Warte betrachtete.

Während Keller seine Ordnung der Welt am Menschen ausrichten konnte, brauchte Eberhard für die Bewältigung des riesigen Stoffes eine neue, «objektive» Systematik. So wurden denn alle möglichen Einteilungskriterien herangezogen, um möglichst die ganze Welt, und nicht nur die unmittelbar auf den Mensch bezogenen Erscheinungen abzubilden. Man ist versucht, mit Egon Friedell einen «Willen zur Schachtel»³ zu diagnostizieren oder von «Flucht in die Wissenschaftlichkeit» zu sprechen. Das erklärt die Eberhardsche Form der Beispielerzählung, in welcher das heroische Kind sowohl zeitlich wie örtlich durch genaue Angaben etikettiert wurde. Die Auseinandersetzung mit der Kirche konnte jetzt durch eine strikt historische und kunsthistorische Betrachtung der Klöster «objektiviert» und damit verschwiegen werden. Der Betrag des Gesichtswinkels entschied über die kulturelle Leistungsfähigkeit einzelner Menschenrassen. Tierarten wurden gleich in Systemen vorgestellt. Die Erziehung zum Staatsbürger gipfelte in einer riesigen Aufzählung, welche alle Pflichten gegen das Vaterland nannte, so neben der Steuerpflicht auch die Pflicht, dieses zu lieben.

Auf staatlicher Ebene entsprach dem ein Anwachsen des Stellenwertes der Wissenschaften. So wurde ab 1860 die «Naturforschende Gesellschaft der Schweiz» vom Bund unterstützt.⁴ Die politischen Veränderungen zugunsten einer Abkehr von der repräsentativen Demokratie, die Entstehung von «demokratischen»

³ Egon Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg. Ungekürzte Sonderausgabe in einem Band. Zürich 1984. S. 59 f.

⁴ Ulrich Im Hof u. a.: Geschichte der Schweiz und der Schweizer. Redaktion Beatrix Mesmer (deutsche Ausgabe). Studienausgabe in einem Band. Basel und Frankfurt 1986. S. 724.

Bewegungen und der Ausbau von Volksrechten entsprachen einer Geschichtsbetrachtung, die plötzlich den schweizerischen Bauernkrieg zum Gegenstand der Aufmerksamkeit machte. Es ist allerdings bezeichnend, dass dieser Gegenstand immer noch anhand von Leitfiguren abgehandelt wurde, neben Winkelried und Tell traten jetzt Leuenberger und Schibi als zwar erfolglose, aber trotzdem ruhmreiche Helden. Das entspricht wohl der Beobachtung, dass auch in dieser Zeit die Politik der demokratischen Bewegungen von Leitfiguren wie etwa Oberst Künzli bestimmt wurde.

Die aargauische Volksschule beanspruchte ab 1865 den Schüler das ganze Jahr gleichmässig, die Ferien wurden von zwölf auf zehn Wochen verkürzt. Am Seminar war der landwirtschaftliche Unterricht nach dem Weggang Augustin Kellers stark reduziert und dafür mehr und mehr naturwissenschaftliche Fächer⁵ eingeführt worden. Alles wurde auf vermehrte Wissensvermittlung zur Bewältigung der Anforderungen einer sich rasch entwickelnden modernen Gesellschaft ausgerichtet. Doch dieser Glaube in die Schaffung einer modernen Gesellschaft durch vermehrte Bildung sollte sich als Illusion erweisen. Spätestens seit der Mitte der Siebzigerjahre können wir einen Vertrauensverlust in alle bisherigen Voraussetzungen und Ziele, welche von der Volksschule erreicht werden sollten, beobachten.

Trotz aller Orientierung an den Bedürfnissen von Staat und Gesellschaft vermochte weder die Propagierung des Kunstdüngers das Fortschreiten der Industrie oder die Agrarkrise der Achtzigerjahre zu verhindern, noch bewirkte die Darstellung und Erklärung der Steuerpflicht, dass die Aargauer sich nach 1877 noch weiter bereit gefunden hätten, direkten Steuern zuzustimmen. Das Lesebuch versagte in seinem Versuch, die Probleme der modernen Gesellschaft zu lösen. Sein Lösungsansatz führte nur zu immer höherem Stoffdruck. So machten es die Fortschritte der Geschichtsschreibung nötig, den Geschichtsteil neu zu fassen. Da Eberhard nicht auf die traditionelle Darstellung der Befreiungssage verzichten wollte, hatten die Schüler fortan zwei Versionen der mittelalterlichen Geschichte der Eidgenossen zu lernen, eine sagenhafte und eine wissenschaftliche.

Am Seminar kamen die Lehrer wegen der Belastung durch die Naturwissenschaften nicht mehr dazu, ihren Beruf praktisch einzuüben. Die Rekrutenprüfungen zeigten, dass die aargauischen Schüler nur gerade zum Mittelfeld im schweizerischen Vergleich gehörten. Dies war um so schwerwiegender, als die Verfassungsrevision von 1874 Bürger verlangte, welche neben der Erfüllung ihrer Pflichten auch ihre Rechte auszuüben wissen sollten und sich in einer immer komplexer werdenden Parteilandschaft zurechtfinden mussten. Und das Entstehen starker, geeinter Nationalstaaten rund um die Schweiz liess Dis-

⁵ So nennt der Jahresbericht von 1874/75 für die dritte Klasse als Lehrgegenstände in der Mineralogie Oryktognosie in Geognosie, Tektonik, dynamische Geologie, historische Geologie, Geogenie. Nach: Frey: Das Aargauische Lehrerseminar. a.a.O. S. 127.

kussionen darüber, ob der Aargau nun von den Eidgenossen 1415 zu Recht oder zu Unrecht erobert worden sei, überflüssig erscheinen. Gleichzeitig protestierten auch die Buchbinder, welche zwar nicht mit dem Inhalt der Lesebücher, aber mit der nach der neuformulierten Handels- und Gewerbefreiheit nicht mehr zeitgemässen Monopolproduktion unzufrieden waren.

Wenn irgend im Aargau des neunzehnten Jahrhunderts von einem totalen Umbruch gesprochen werden konnte, dann in dieser Zeit, obwohl gerade damals politisch wenig Neuerungen zu verzeichnen waren. Die Besonderheit der Phase lag wohl gerade in dieser Stagnation, der Rückweisung des Volkes der meisten Vorlagen, welche ihm von Seiten der Regierung unterbreitet wurden. Seit dem Beginn des Jahrhunderts, besonders aber seit dem radikalen Aufbruch von 1830 hatte im Aargau dieselbe politische Richtung geherrscht. Während in den meisten anderen Kantonen mindestens einmal ein Machtwechsel stattgefunden hatte, welcher Schwierigkeiten in der Entwicklung des Bildungssystems erklären konnte, schaute der Aargau auf eine ungebrochene liberale Tradition zurück. Wenn nun festgestellt werden musste, dass die gesteckten Ziele nicht erreicht worden waren, ja, dass das Schulsystem unter der Überbürdung mit Stoff zusammenzubrechen drohte, dann gab es für die Verantwortlichen keine Möglichkeit der Entschuldigung.

Dass Augustin Keller mit seinem Versuch, durch eine erneute Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche im Kulturkampf wieder an die Aufbruchstimmung der Dreissiger- und Vierzigerjahre anzuknüpfen, von der grundlegenden Missstimmung abzulenken suchte, machte das ganze nur noch schlimmer. Es zeigte sich nun deutlich, dass in der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat um das Volksschulwesen eigentlich keine Fortschritte gemacht worden waren und auf dem eingeschlagenen Weg auch keine Fortschritte zu erwarten waren. Die Kirchenpolitik des Staates hatte dem aargauischen Schulwesen einen Teil der Bevölkerung entfremdet, ein Ausgleich zwischen den festgefahrenen Fronten war in den vergangenen Jahrzehnten trotz Instrumentalisierung der Schule in dieser Auseinandersetzung nicht gelungen und konnte auch für die Zukunft nicht mehr erhofft werden.

Eine grundlegende Neuausrichtung des Schulbuchwesens wurde denn auch nicht durch politische Instanzen erreicht, wie noch 1865, als ein neues Schulgesetz und neue Lesebücher miteinander durch den Regierungsrat eingeführt wurden. Die Lehrer gaben ihrem Unwillen über die bestehende Situation an ihren Konferenzen Ausdruck, und erreichten die Einführung von Schulbüchern, welche sich an den Bedürfnissen der Schülerinnen und Schüler, so wie sie von den Lehrern wahrgenommen wurden, orientierten. Es bedurfte allerdings zuerst einer politischen Beruhigung des Kantons und der Lehrerschaft durch die Verfassungsrevision von 1884/85, welche gerade letzteren eine materielle Besserstellung brachte, bis die seit 1874 erhobenen Forderungen nach neuen Lesebüchern und neuen Unterrichtsmethoden 1892/93 verwirklicht werden konnten. Unterdessen waren auch die Exponenten der vorangehenden

Lesebuchpolitik von der politischen Bühne abgetreten, 1881 Augustin Keller, 1886 dessen Freund, Seminardirektor Dula, und Kellers ehemaliger Schüler, Erziehungsratssekretär J. J. Spühler, um nur einige zu nennen.

Die neuen Lesebücher zeichneten sich in erster Linie dadurch aus, dass die Autoren sich das Recht auf Vereinfachung von Gegenständen vorbehielten. Sie verzichteten darauf, eine andere Ordnung als die durch die Entwicklung des Kindes gegebene anzuerkennen. In der Unter- und Mittelstufe wurde nicht mehr zwischen einzelnen Literaturgattungen und Realienunterricht getrennt, sondern der Stoff so angeordnet, dass er schulischen Anforderungen Rechnung trug. Damit kehrte man in gewisser Weise wieder zur Anordnung zurück, die Augustin Keller in seinen ersten Lesebüchern vorgenommen hatte. Die lautierende Schreiblesemethode allerdings, die bis dahin aus Verehrung für Keller und Pestalozzi beibehalten worden war, wurde durch die neue, pädagogiktheoretisch fundiertere Normalwörtermethode ersetzt. Es ging nun auch nicht mehr in erster Linie um sittlich-moralische Verbesserung der Menschheit, sondern darum, den Erkenntniskreis der Schülerinnen und Schüler schrittweise zu erweitern und deren Fähigkeiten zu entwickeln

Gegenstände wie zum Beispiel die Landwirtschaft wurden nicht mehr in aller Breite, dafür auf verschiedenen Ebenen behandelt, als Idylle, sakralisiert und realistisch, wie es dem Fassungsvermögen der jeweiligen Schulstufe entsprach. Die Heimat erschien als monolithische Alpenfestung, ein Bild, dem auf der Ebene des Geschichtsunterrichtes die Zusammenfassung der Schweizergeschichte zu einem einheitlichen, nicht durch Kantonsperspektiven durchbrochenen Erzählkomplex entsprach. So formte die Hunziker/Kellersche Lesebuchgeneration die Welt nach den Bedürfnissen der Schule, und nicht umgekehrt.

Dem entsprach, dass die Politik ihren Zugriff auf das Lesebuch lockerte. Durch den Vertragsabschluss mit dem ausserkantonalen Grossverlag Orell Füssli und durch den Verzicht auf Subventionen hatte die Regierung Einflussmöglichkeiten, aber auch die unerfreuliche Aufgabe, sich mit widersprüchlichen Interessen zu befassen, verloren. Die Beobachtung einer Emanzipation von Schule und Lesebuch von politischen Forderungen wurde bestätigt durch die Tatsache, dass dieser Wandel weder durch ein von den politischen Instanzen abgesegnetes Schulgesetz ausgelöst, noch von einem solchen abgestützt wurde.

Die massgebliche Wende hin zu dieser Umkehrung des Verhältnisses Schulbuch – Gesellschaft sehe ich in der Intervention der Lehrer in den Siebziger- und Achtzigerjahren. Anders als 1839, als eine rückständige bäuerliche Schicht, welche mit dem Lesebuch nur äusserlich befasst war, gegen dieses opponiert hatte, haben wir es hier mit einer Gruppe, die sich als Garantin für den gesellschaftlichen Fortschritt fühlte, zu tun. Anstoss zu dieser Entwicklung dürfte wohl primär die Diskussion um die Revision der Bundesverfassung 1874 gegeben haben, indem sie einerseits nach einer Revision des Geschichts- und Heimatbildes im Lesebuch verlangte, aber auch, indem sie durch die Forderung

nach verantwortlicher Mitbestimmung der Staatsbürger das Lesebuch zu einem Diskussionsgegenstand der davon Betroffenen, insbesondere der Lehrer machte.

Es erscheint folgerichtig, dass die Lesebuchgeneration von 1911/12 gänzlich von Lehrern ausgearbeitet wird und noch deutlicher als die Lesebücher von Hunziker und Keller auf Darstellung nach Massgabe der schulischen Erfordernisse ausgerichtet sein sollte. Bezeichnenderweise hat Barbara Helbling ihre Arbeit über die Schulbücher des 20. Jahrhunderts mit «Eine Schweiz für die Schule» betitelt. Tatsächlich scheint im Aargau die Wende vom Lesebuch, welches den Schulunterricht nach der «Welt» ausrichtet, zum Lesebuch, welches die «Welt» nach den Erfordernissen und der Entwicklung der Schülerinnen und Schüler abbildet, eine wesentliche Voraussetzung für die Schulbuchgestaltung im 20. Jahrhundert zu sein.

Wenn man so das Lesebuch als Spiegel des neunzehnten Jahrhunderts betrachtet, erhalten wir den Eindruck einer einigermaßen kontinuierlichen Entwicklung seit der Helvetik, die erst mit der Krise in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre einen Bruch erfuhr, von dem der Kanton sich wieder seit der Einführung einer neuen Verfassung, ab 1885, erholte. Dieses Geschichtsbild weicht ab vom hergebrachten politischen Bild des Aargaus, das zumindest mit dem Freiämtersturm und der anschliessenden radikalen Umwälzung sowie mit den Verfassungswirren von 1840/41 und auch mit der Gründung des Bundesstaates und anschliessender Neufassung der aargauischen Verfassung 1848/1852 deutliche Zäsuren zeigt. Wenn man allerdings die politische Konstellation genauer betrachtet, stellt man fest, dass über alle diese Zäsuren hinweg der Gegensatz liberal – konservativ erhalten geblieben war, mit geringfügiger Akzentverschiebung von altliberal zu radikal im während der ganzen Zeitdauer überlegenen liberalen Lager. Erst in den Siebzigerjahren endete diese Ära liberaler Herrschaft zugunsten eines Dreiparteisystems «liberal – demokratisch – konservativ», in welchem sich von Fall zu Fall neue Allianzen bildeten.⁶ Auch die wirtschaftliche Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert widerspricht dem Ansetzen einer tiefgreifenden Zäsur zu Beginn des letzten Vierteljahrhunderts nicht, ist die Zeit doch durch eine grosse Rezession geprägt.⁷

Wenn wir uns nun der Frage zuwenden, inwiefern die aargauischen Lesebücher Ereignisse und Ideen des neunzehnten Jahrhunderts mitgeprägt haben, so sind eindeutige Aussagen schwieriger zu machen. Wir glauben gezeigt zu haben, dass das weltliche Lesebuch als ein Instrument eingesetzt wurde, um den hergebrachten religiösen Katechismusunterricht und damit den kirchlichen Einfluss schrittweise aus der Schule zurückzudrängen. Dies mit ganz verschiedenen Strategien. Einerseits wurde die sittlich-moralische Erziehung von

⁶ Vgl. Staehelin: Geschichte des Kantons Aargau Band 2. a.a.O. S. 142.

⁷ Die allerdings nicht die einzige zu sein scheint. Leider sind die Krisen um die Jahrhundertmitte und um 1816/17 mangels genauer statistischer Angaben in ihrem Ausmass und auch typologisch (Existenzkrise, Strukturkrise usw.) schwierig zu beurteilen. Vgl. ebd. S. 306.

religiösen Inhalten gelöst. Man bestritt durch Einbezug biblischer Texte in das weltliche Lesebuch das exklusive Lehramt der Geistlichen in religiösen Dingen und vereinnahmte die Lehrer als eine Art Speerspitze der Säkularisierung. Andererseits wurde durch die Bekämpfung von «Aberglauben», durch die profane Darstellung von Kirchen und Klöstern als historische und kunsthistorische Stätten, durch verzerrte Darstellung historischer Ereignisse die Autorität der Geistlichkeit untergraben, die Aura des Heiligtums zerstört.

Im Bereich der Arbeitswelt glauben wir nach 1837 eine Vernachlässigung der Industrie zugunsten der Landwirtschaft zu erkennen. Indem das Bild eines bäuerlich geprägten Kantons gezeichnet und Fabrikindustrie, wenn überhaupt, negativ erwähnt wurde, missachtete das Lesebuch bewusst eine Entwicklung, die bis 1900 eine Mehrheit der Beschäftigten erfasste.⁸ Dass das kein Zufall war, zeigt etwa die Wertschätzung, welche landwirtschaftliche Arbeit im Seminar zu Zeiten Augustin Kellers genoss. In dieser Zeit mögen noch letzte physiokratische und patriarchalische Grundideen hinter dieser einseitigen Bevorzugung stecken, später sind es wohl pädagogische Überlegungen, welche die bäuerliche Welt für Kinder und Jugendliche als naheliegend und erfassbar, die Welt der Fabriken aber als fern und der Anschauung kaum zugänglich taxierten. Dabei darf nicht vergessen werden, dass im Bereich der Industrie im neunzehnten Jahrhundert teilweise schwere Missstände wie Kinderarbeit herrschten, die sich nicht mit der Idee eines ständigen Fortschrittes in einer vernünftig eingerichteten Welt vereinbaren liessen. Wenn hier die Beschreibung der bleichen Fabrikarbeiter, die nicht mehr zur Dorfgemeinschaft zu gehören scheinen, oder der Verstümmelung durch eine Maschine als Instrument gedacht waren, um die Industrialisierung aufzuhalten, dann müsste in diesem Fall ein klares Scheitern der Absichten konstatiert werden.

Vielmehr hat das Lesebuch durch die Propagierung von Arbeitsamkeit, Pünktlichkeit, Disziplin und Exaktheit gerade Eigenschaften gefördert, die der Fabrikarbeiter im geregelten Produktionsprozess wohl eher brauchte als der Bauer, der noch weitgehend im Laufe der Natur und der Jahreszeiten arbeiten und ruhen konnte. So gesehen, führte die Arbeit im «Acker Lesebuch» nicht zwingend zur späteren Betätigung als Landwirt – wohl aber zu einer Wertschätzung ländlicher Arbeit, die im übrigen Europa nicht selbstverständlich war und neben dem Aspekt von romantischer Nostalgie durchaus auch denjenigen von nationaler Ideologie aufweist.

Damit sind wir schliesslich bei der Frage angelangt, inwiefern das Lesebuch das Geschichtsbild der aargauischen Bevölkerung zu beeinflussen versucht hat. Hier lässt sich feststellen, dass während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts die Integration des Aargaus in die Schweiz gefördert worden ist. Kantonale Geschichte hatte einen weit geringeren Stellenwert als etwa in den ehemaligen

⁸ Seiler/Steigmeier: Geschichte des Aargaus. a.a.O. S. 149.

Stadtstaaten Zürich und Bern. Es gelingt, durch geschickte Auswahl an die Befreiungsgeschichte der Eidgenossen anzuknüpfen, indem etwa Rudolf Thut dem Eidgenossen Winkelried entgegengesetzt wird. Habsburgs Herrschaft wird in ein mildes Licht getaucht durch die Konzentration auf Rudolf von Habsburg, der als guter König erscheint. Diese Interpretation widerspricht der eidgenössischen Geschichtstradition nicht und wird noch akzentuiert durch besonders negative Zeichnung von Rudolfs Sohn Albrecht, wodurch die Befreiungssage der Innerschweiz gerechtfertigt wird.

Die Eroberung des Aargaus wurde als «Sündenfall» der Eidgenossen bewertet, für den diese dann durch Verlust ihrer Glaubwürdigkeit, durch innere Spaltung und damit Schwächung durch aufkommenden Neid, ja letztlich fast vierhundert Jahre später durch französische Fremdherrschaft gebüsst hätten. Im Laufe des Jahrhunderts wurde diese Trennung einer positiv gesehenen eidgenössischen Heldenzeit von einer negativ charakterisierten Zeit des langsamen Niederganges nach 1415 noch akzentuiert durch die Aufnahme des schweizerischen Bauernkrieges in den Kanon eidgenössischer Geschichte für die Schule. Damit erhalten wir ein Bild zunehmender Entfremdung zwischen habgierigen, degenerierten Patriziern und einer gesamteidgenössisch unterdrückten Bauernsamer, deren Los sich erst im neunzehnten Jahrhundert bessert. Allerdings musste die positive Darstellung der Helvetischen Republik auf dem Altar gemeineidgenössischer Integration geopfert werden. Sowohl bei Eberhard wie auch bei Jakob Keller und Friedrich Hunziker überwiegen die negativen Auswirkungen bei weitem die positiven Aspekte der Darstellung dieser Zeit.

Es scheint uns, dass mindestens die Formung eines schweizerischen Nationalbewusstseins bei den Aargauern als gelungen bezeichnet werden darf, wohl auch, weil dieses einem Bedürfnis nach Anlehnung der verschiedenen politischen Richtungen bei eidgenössischen Gesinnungsgenossen entgegenkam. Weniger gelungen erscheint der Versuch der Schaffung eines gesamtaargauischen Bewusstseins, der nach 1848 offensichtlich zugunsten ersterer Aufgabe vernachlässigt wurde, ja vernachlässigt werden musste. Ein gesamtaargauisches Bewusstsein wäre wohl nur unter Berufung auf eine der schweizerischen entgegengesetzte Tradition zu gewinnen gewesen, etwa auf das Haus Habsburg, das in allen Landesteilen markante Spuren hinterlassen hatte.⁹ Aber hätte nicht die Würdigung der kulturellen Leistungen der Hausabtei der Habsburger, Muri, einem kirchenpolitischen Kurs widersprochen, der gerade die Klöster als Regionalzentren verschwinden lassen wollte? Und hätte nicht zur Integration des Fricktales eine positive Bewertung der zwar aufgeklärten, aber doch auch absolutistischen Regierungszeit von Maria Theresia und Joseph II. gehört, welche so völlig jedem eidgenössischen Selbstverständnis widersprach? Und wäre ein solches Kantonalbewusstsein nicht schliesslich zu einem Lamentieren über die

⁹ Es wäre auch an ein Anknüpfen an die Zeit der Helvetik zu denken, wie es 1998 versucht worden ist.

jahrhundertelange Zurücksetzung in der Eidgenossenschaft geworden, welches seine Kraft aus dem sorgfältigen Registrieren jeder noch so unbedeutenden «Un-gerechtigkeit» bezogen hätte, so wie auch gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ein gemeinsaargauisches Gefühl nur dann aufzukommen scheint, wenn wieder einmal die Nichtwahl eines aargauischen Bundesratskandidaten zu beklagen ist?

Das Lesebuch kann Instrument zur Formung von Haltungen und Zielen Einzelner und ganzer Gesellschaften werden – zumindest scheint die wirtschaftliche Erfolgsgeschichte des Aargaus dies zu bestätigen. Gegen Ende des Jahrhunderts war eine Gesellschaft entstanden, die fleissig die Mehrung ihres Wohlstandes als Ziel betrieb, die national und schweizerisch fühlte und gemeinsame Werte und Ziele vertrat. Natürlich waren es neben dem Lesebuch viele andere, sicher wichtigere Faktoren, welche diese Entwicklung begünstigt haben. Die Ausgangslage war zudem für diese Entwicklung vorteilhaft, war doch gerade Arbeitsamkeit in den protestantischen Gegenden schon immer als Tugend gelobt und von der Aufklärung zusätzlich gefördert worden. Andererseits konnten Zeitströmungen mit dem Einsatz des Lesebuches allein nicht aufgehalten werden, wie das Beispiel der Industrialisierung zeigt.

Für unsere Untersuchung wesentlicher erscheint letzten Endes doch die Funktion des Lesebuches als Spiegel – von Einzelgestalten wie etwa Augustin Keller mit seinen politischen, gesellschaftlichen und pädagogischen Vorstellungen; von Entwicklungen, die ein Jahrhundert charakterisieren; von gesamt-europäischen, schweizerischen und aargauischen Zuständen und Veränderungen. Die Beschäftigung mit den Lesebüchern gewinnt ihren besondern Reiz durch diese Möglichkeiten, schwer fassbare Stimmungsumschläge, den Aufbau und den Zusammenbruch von Gedankengebäuden gleichsam in einem Glassplitter reflektiert erahnen zu können. Daneben aber, und das sei hier zum Schluss gebührend hervorgehoben, sind es durchaus auch die amüsanten kleinen Aperçus, die einer an sich längst bekannten Vorstellung eine neue Schattierung zu geben vermögen, welche die Beschäftigung mit Schullesebüchern zum lohnenden Erlebnis machen.

Weiterführende Fragestellungen

Die Schulbuchforschung steht in der Schweiz erst am Anfang. Zwar hat Barbara Helbling mit ihrer Arbeit über die Vermittlung nationaler Identität in den schweizerischen Lesebüchern des zwanzigsten Jahrhunderts einige Lücken zu schliessen vermocht, wünschenswert wäre aber eine Ergänzung durch eine vergleichende Betrachtung der Lesebücher des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Untersuchung der Bilder des «Fremden», geographisch und auch mentalitäts-mässig verstanden, wäre eine willkommene Ergänzung zu unserer Arbeit, welche diesen Bereich nur ganz am Rande streifen konnte.

Schullesebücher sind nicht die einzigen Träger von Ideologie. Eine Untersuchung etwa von Liedtexten könnte hier noch einige interessante Aspekte bieten. So war es im Aargau seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts üblich, dass der Erziehungsrat jedes Jahr vier obligatorisch auswendig zu lernende Lieder bestimmte. Allein eine genaue Analyse der so vorgeschriebenen Texte dürfte Stoff genug für eine Arbeit bieten.

Die umfangreiche Darstellung der Schulverhältnisse in dieser Arbeit wurde nötig, weil im Aargau eine systematische wissenschaftliche Darstellung von Schulpolitik und Schulgeschichte – mit Ausnahme einer verdienstvollen Geschichte des Erziehungsrates und der Entwicklung von Unentgeltlichkeit, Obligatorium und Säkularisierung¹⁰ – im 19. und 20. Jahrhundert fehlt. Eine solche wäre für weitere Schulbucharbeiten von grossem Wert. Lohnend wäre in dieser Hinsicht auch eine systematische Beschäftigung mit der Geschichte des «Aargauer Schulblattes», welches seit 1874 getreulich die Entwicklungen im aargauischen Schulwesen verfolgt und vor allem mit seinen stürmischen Anfangsjahren als Kampfblatt gegen das kantonale Erziehungsestablishment Stoff für eine sozialgeschichtliche Untersuchung des Lehrerstandes in Fülle bieten könnte.

Schliesslich wäre eine Überprüfung der Resultate der vorliegenden Arbeit betreffend der mentalitätsmässigen Entwicklung im Aargau anhand anderer Arbeiten, welche sich mit ähnlichen Ansätzen der Erforschung des aargauischen neunzehnten Jahrhunderts widmen, notwendig und wünschbar.

¹⁰ Brändli: Die Bildung des wahren republikanischen Bürgers. a.a.O. und Brändli: L'état enseignant. a.a.O.